

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 5 (1915)
Heft: 29

Artikel: Militarismus und Pazifismus [Fortsetzung]
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-638201>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Gut anzukaufen. Aber einem Einheimischen, so fand man tröstend, hätte die Kantonalbank ja doch nicht geholfen! Indessen die Bahntaler, das heißt diejenigen, die dort Grundbesitz hatten, waren auch nicht von Mäusedreck. Es kam ihnen noch rechtzeitig in den Sinn, daß der Baugrund für „Eigenheime“ etwas zu teuer sei. Sie taten, was heutzutage ein Geschäftsmann, wenn er sich nicht mehr zu helfen weiß, tut; sie gründeten eine Aktiengesellschaft und nannten sie „Genossenschaft zur Erstellung billiger Wohnhäuser“. Die Genossenschaft schrieb einen Wettbewerb aus für die rationelle Ueberbauung des Bahntals, unterlegte der Ausschreibung ein ausführliches Programm, in dem namentlich der gemeinnützige soziale Zweck am Anfang und am Ende und zwischen hinein zweimal betont wurde. Es fanden sich nicht weniger als 97 Baukünstler bereit, die verlockende Aufgabe zu lösen. Indessen hatte die aus den meisten Aktieninhabern bestehende Prüfungskommission bald heraus, daß eigentlich nur ein einziger Bewerber sie recht verstanden habe und wirtschaftlich mit dem Raum umzugehen wisse. Diesem war es gelungen, aus den vorgesehenen Bauten 497 Wohnungen herauszuschinden, man konnte wirklich nicht anders sagen. Zwar hatte einer der Preisrichter, der auch Mitglied der Heimatschutzvereinigung war, auszusprechen, daß dem Projekt wenig „Bodenständiges“ anhafte. Einige der Herren schwiegen, andere lächelten, aber der Präsident erklärte: „Die Einwendung ist durchaus berechtigt. Eine Baugenossenschaft hat nicht nur die Pflicht, sozial zu wirken, ihr kommt auch noch die höhere vaterländische Aufgabe zu, Bodenständiges zu schaffen. Aber ich meine, ein Baumeister, der es versteht, aus dem Raum, in dem ein gewöhnlicher Architekt die Treppe unterbringt, eine Dreizimmerwohnung herauszuschlagen, der gleicht jenen Damen, die, obgleich sie scheinbar arm sind an Liebe, doch Ungezählte beglücken können, und niemand wird von ihnen behaupten, daß sie es nicht verstehen, geschickten Fassadenschmuck anzubringen. Vielmehr sollen gerade sie darin Meisterinnen sein. Wir können also, glaub ich, alles Vertrauen auf unsern Tausendkünstler auch in dieser Beziehung haben.“ So hatte der würdige Präsident gesprochen und seine Prophezeiung hatte sich glänzend bewahrheitet. Der „Baukünstler“ war sofort für den Gedanken „Heimatschutz“, soweit es die Fassaden betraf, Feuer und Flamme gewesen, und wo immer es

sich ohne große Kosten tun ließ, fügte er eine getreu abgeschriebene Form eines alten Giebels, eines Erkers aus dem 16. oder 17. Jahrhundert an seine Bauten ein, und so weit ging seine Selbstlosigkeit, daß er über einem strengen Renaissanceportal einen hölzernen romanischen Wehrgang anbrachte, zu dem zwar keine Türen führten und infolgedessen auch nicht betreten werden konnte, aber sich doch sehr „bodenständig“ und „heimatlich“ ausnahm. Der „Heimatschützer“ der Prüfungskommission war ganz hingewiesen vor Freude und die Kunstkritiker der Tageszeitungen hatten ihr Entzücken unter die Presse und von da unter die Leute gebracht. Daß es heute, nach kaum acht Jahren, im Bahntal tötelte, daß die Mauerflächen, die nichts miteinander zu tun hatten, in kein Verhältnis zueinander kommen konnten, dastanden, wie unglückselige Mißgeburten, die nicht leben und nicht sterben können, war freilich nicht allein die Schuld des Architekten. Denn kaum hatte er damals den Auftrag in den Händen, so folgten Tag um Tag neue Ausschreibungen. Ein Wettbewerb hekte den andern. Die Maurer-, Schreiner-, Gipser-, Schlosser-, Maler-Arbeiten, alle waren dem zugeschlagen worden, der sie um den geringsten Preis lieferte. Was Wunder, daß es nun aus jedem Hausgang aus abbröckelnden Tapeten, aus jedem Fensterhaken, jedem Dachziegel schrie: Billig, billig, billig! „Die Menschen haben nichts für mich geben wollen, wie kann ich da ein ehrliches Geschöpf sein,“ knarrten die Türen und schlossen schlecht. „Man hat uns bloß die halbe Zeit brennen lassen, deren ein ehrlicher Ziegel bedarf,“ hatten die Platten auf den Küchenböden gemurmelt und gingen in die Brüche. „Uns friert ja der Schimmel,“ knisterten die Mauern, die nicht gepflastert, sondern in die Höhe gehext worden waren, und begannen abzubrechen und einzusinken. „Es ist gar nicht zum Aushalten,“ so hatte der junge Architekt Bußhart, der Jonas die Leidensgeschichte der Häuserkolonie im Bahntal eines Tages erzählt hatte, geschlossen, was ein ehrlicher Baumeister aus derartigen Schundbauten, an Klagen von vergewaltigtem, elend mißhandeltem Material zu hören bekommt. „Hätten jene Pfluscher Ohren, um zu hören, das Heulen und Zähneklappern der Hölle würde sie schon auf dieser Erde nimmer schlafen lassen.“

(Fortsetzung folgt.)

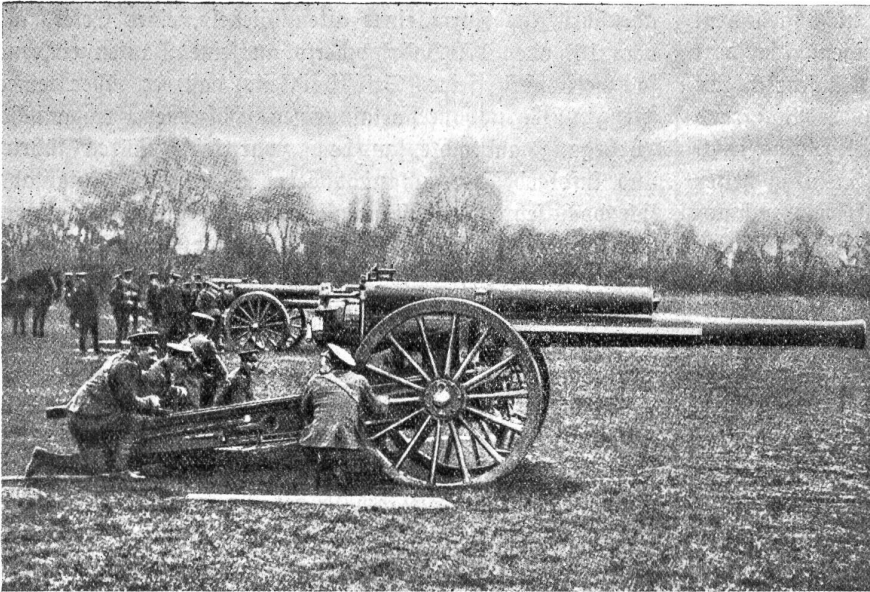
Militarismus und Pazifismus.

(Fortsetzung statt Schluß)

Mit Kant, dem deutschen der Philosophen, der den Deutschen den Pflichtbegriff gab, findet sich Combart wie folgt ab: Kant huldigte mit seinen Zeitgenossen der Vertragsidee, er hat bekanntlich im Alter eine politische Bekenntnisschrift geschrieben: „Ueber den ewigen Frieden“, worin er die Demokratie als Staatsideal darstellt. — „Die traurige Schrift des alten Kant über den „Ewigen Frieden“, in der nicht der große Philosoph, sondern nur der über den Tod Lampes vergräunte, gnißtrige und verärgerte Partikulier Kant aus Königsberg zu Worte kommt, bildet die einzige unrühmliche Ausnahme. Sonst sind mir von repräsentativen Deutschen pazifistische Aeußerungen aus keiner Zeit bekannt geworden. Sie würden ja auch immer eine Versündigung gegen den heiligen Geist des Deutschtums bedeuten, das nun einmal aus den Tiefen seines Helden-

tums heraus unmöglich zu einer andern als hohen Bewertung des Krieges gelangen kann.“

Diese Worte stehen im Kapitel „Der deutsche Militarismus“, das uns besonders interessieren muß, weil wir darin bestätigt finden, daß das, was wir den „deutschen Militarismus“ nennen, grundsätzlich dem Pazifismus entgegensteht. Combart schreibt: „Ihm (dem deutschen Militarismus) gilt der Kampf, so sahen wir, haben unsere Feinde erklärt. Und wir haben ihnen recht gegeben.“ Was aber Ausländer über den deutschen Militarismus zu sagen wissen, zeugt nicht von tiefem Verständnis seines Wesens. „Ein neuer Beweis für die Tatsache, daß ein Fremder uns nicht verstehen kann, von ganz wenigen prominenten Persönlichkeiten abgesehen, die ein gütiges Schicksal in die Flughöhe des deutschen Geistes emporgetragen hat.“ Was



Englische schwere Geschütze (60 Pfänder) an der Front in Frankreich.

ist deutscher Militarismus? „Militarismus ist die Verwirklichung heldischer Grundsätze, insonderheit, soweit es sich um Vorbereitung und Durchführung von Kriegen handelt“ „Wir sind ein Volk von Krieger. Den Kriegern gebühren die höchsten Ehren im Staate. Was äußerlich in so vielen Dingen, die dem Fremden auffallen, in die Erscheinung tritt: unser Kaiser erscheint selbstverständlich offiziell immer in Uniform, bei feierlichen Gelegenheiten tun desgleichen auch unsere höchsten Beamten und unsere Abgeordneten, wenn sie in einem Militärverhältnis stehen; die Prinzen kommen sozusagen als Soldaten auf die Welt und gehören von Jugend auf der Armee. Alle anderen Zweige des Volkslebens dienen dem Militärinteresse. Insbesondere auch ist das Wirtschaftsleben ihm untergeordnet und so weiter“ „Ordnung drinnen und Ordnung draußen: das ist ein Grundzug des deutschen Militarismus“ „Ob es sich um die Volksschule oder die Universitäten, um die Arbeitervereine oder die Reichsbank, um die Eisenbahnen oder die Wissenschaft handelt: es ist immer derselbe Geist, es ist immer der deutsche „Militarismus“, der sie beseelt, vor dem der Fremde wie vor einem Wunder steht. Denn aus diesem Geiste werden Riesenwerke der Organisation geschaffen, die in diesem Kriege wiederum die Welt in Erstaunen versetzt hat. . . .“

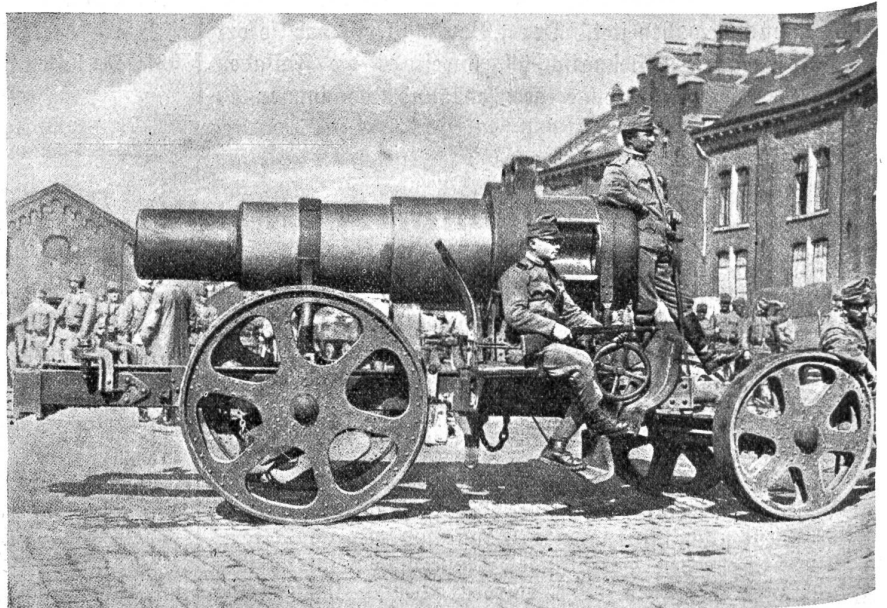
„Der Geist des Militarismus wandelt sich hier in den Geist des Krieges. Erst im Kriege entfaltet sich das Wesen des Militarismus, der ja ein kriegerisches Heldentum ist, ganz. Und erst im Kriege erscheint seine echte Größe.“

„Sobald der Staat ruft: Jetzt gilt es mir und meinem Dasein! — Da erwacht in einem freien Volke die höchste aller Tugenden, die so groß und schrankenlos in Frieden niemals walten kann: der Opfermut. Die Millionen finden sich zusammen in dem einen Gedanken des Vaterlandes, in jenem gemeinsamen Gefühl der Liebe bis zum Tode, das einmal genossen, nicht wieder vergessen

wird und das Leben eines ganzen Menschenalters adelt und weicht. Der Streit der Parteien weicht einem heiligen Schweigen; auch der Denker und Künstler empfindet, daß sein ideales Schaffen, wenn der Staat versinkt, doch nur ein Baum sei ohne Wurzeln. Unter den Tausenden, die zum Schlachtfeld ziehen und willenlos dem Willen des Ganzen gehorchen, weiß ein jeder, wie bettelhaft wenig sein Leben gilt neben dem Ruhm des Staates.“

Von Fichte stammt dieses letzte Zitat und zwar aus der Zeit, da Deutschland unter fremdem Joch seufzte, also aus der Zeit der Befreiungskriege. Sombart faßt den jetzigen Krieg auch als Befreiungskrieg auf, und zwar als Befreiung der Welt von der Herrschaft des Krämergeistes. — Was an dessen Stelle zu treten hat? „Unser Reich ist von dieser Welt.“ So betont Sombart die Realität des deutschen Idealismus. Und deutlicher noch bezeichnet er die Ziele des deutschen Sieges am Schlusse des Buches, nachdem er entwickelt, daß der Träger des Gottesgedankens, „das auserwählte Volk dieser Jahrhunderte“, sei.

„Wir wollen ein starkes deutsches Volk und also ein starker deutscher Staat sein und bleiben und also auch wachsen in den Grenzen des Organischen. Und wenn es notwendig ist, daß wir unsern Länderbesitz ausweiten, damit der größere Volkskörper Raum bekomme, sich zu entfalten, so werden wir so viel Land an uns nehmen, als uns notwendig erscheint. Wir werden auch unsern Fuß dorthin setzen, wo es uns aus strategischen Gründen wichtig dünkt, um unsere unantastbare Stärke zu erhalten: werden also, wenn es unserer Machtstellung auf der Erde frommt, Flottenstationen anlegen etwa in Dover, in Malta, in Suez. Weiter nichts. „Expandieren“ wollen wir uns ganz und gar nicht. Denn wir haben Wichtigeres zu tun. Wir haben unser eigenes geistiges Wesen zu entfalten, haben die deutsche Seele rein zu erhalten, haben acht zu geben, daß der Feind, der Händlergeist, nirgends in unsere Sinnesart eindringe: nicht von außen und nicht von innen. Diese



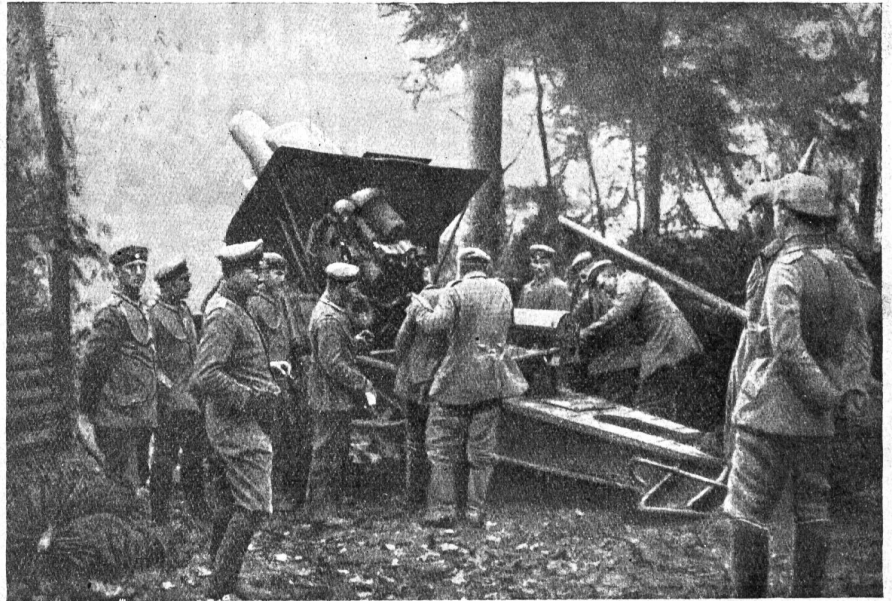
Ein Geschütz der schweren österreichisch-ungarischen Motor-Mörserbatterien.

Aufgabe aber ist eine gewaltige und verantwortungsvolle. Denn wir wissen, was auf dem Spiele steht: Deutschland ist der letzte Damm gegen die Schlammslut des Kommerzialisismus, der sich über alle andern Völker entweder schon ergossen hat oder unaufhaltsam zu ergießen im Begriffe ist, weil keines von ihnen gegen die andringende Gefahr gepanzert ist durch die heldische Weltanschauung, die allein, wie wir gesehen haben, Rettung und Schutz verheißt."

„Das Leben ist der Güter höchstes nicht."

Eine bekannte englische Zeitung hat jüngst in einer pessimistischen Kriegsbetrachtung geäußert, wenn der Vierer-Verband sein Kriegsziel gegen die Zentralmächte erreichen wolle, so müsse er bereit sein, ungefähr zwei Millionen Menschenleben noch zu opfern. Das Kriegsziel ist Niederringung Deutschlands und der deutschen Gefahr. Auf der andern Seite: wenn Deutschland sein Kriegsprogramm, das heißt die Niederwerfung all seiner Gegner ausführen will, so werden seinerseits die Anstrengung und das Opfer an Menschenleben nicht minder groß sein müssen. So wie das weltgeschichtliche Problem liegt, handelt es sich tatsächlich für beide Gegnergruppen um Sein oder Nichtsein: Die Demokratie und damit die Kräfte, die dem Vertrags- und Rechtszustand unter den europäischen Staaten zutreiben, stehen im Kampfe mit dem Machtprinzip, das durch den deutschen Militarismus und das Deutschtum überhaupt verkörpert ist. Es komme denn vorher ein Ausgleich und Vergleich zwischen den beiden Prinzipienrichtungen zustande, der dem Völkermorden einstweilen Einhalt tut. Aber auf keiner Seite ist der Wille zu diesem halben Zustand groß; wenigstens das deutsche „Durchhalten" geht auf das Ganze, ist nicht defensiv, sondern offensiv gemeint, und da den bedrohten Nationen diese Tatsache längst klar ist, werden sie notwendigerweise auch mit dem Widerstandsgeiste gefüllt, der nicht an einen entehrenden Frieden denkt.

Die Zukunftsperspektiven sind trübe, sehr trübe. Es

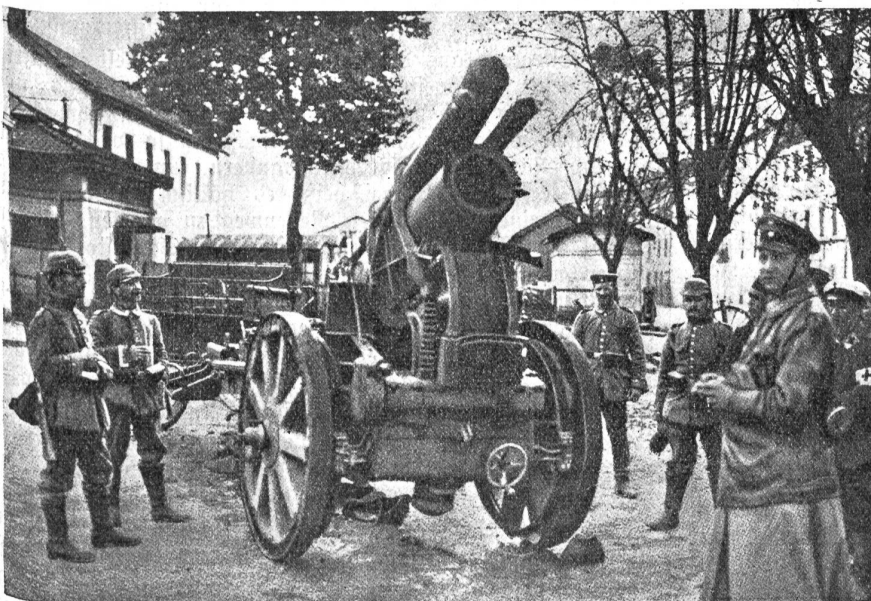


Schweres deutsches Geschütz in einer Waldlichtung bei St. Mihiel.

nützt nichts zurechnen und zu zählen. Die Welt ist nachgerade an das Schrecklichste gewöhnt wie an eine Alltäglichkeit. Von Tag zu Tag lesen wir die Kriegsdepeschen mit immer größerem Gleichmut, mit wachsender Apathie. Was sagt uns der Satz: „Vor unsern Gräben zählten wir über tausend Tote?" Nichts! Und doch ist er eine große schreckliche Realität, die uns in ihren tiefsten Konsequenzen berührt, auch uns, die wir nicht am Kriege direkt beteiligt sind. Die tausend Tote waren Menschen wie wir, alle vielleicht persönlich Feinde des Krieges wie wir; aber alle die willenlosen Sklaven einer Staatsmaschine, die ihre Leiber als „Material" benötigte, um zu „existieren". Diese Menschen hatte der Staat in Uniform gekleidet, durch körperliche und geistige Entbehrungen im Schützengrabendienst halb wahnsinnig gemacht, daß sie sich willenlos in den Granatenhagel führen ließen, um von den Geschossen zerrissen zu werden. Sind wir Schweizer etwa vor solchem „Schicksal" gefeit? Kann es uns nicht auch so ergehen? Werden wir nicht auch in dumpfer Entschlossenheit in die Schützengräben steigen und uns hinschlachten lassen, wenn der Staat ruft?

Gewiß, das was auf den Schlachtfeldern vor sich geht, ist auch für uns Schweizer Realität; denn der Kriegszustand in Europa birgt alle Möglichkeiten in sich. An dem Resultat des Krieges sind wir direkt interessiert. Unsere staatliche Zukunft hängt von der Frage, ab, welche Partei die Oberhand bekommt.

Als kleines Volk ohne Hinneigung zu einer andern Staatsform als zu unserer durch die Jahrhunderte erkämpften Demokratie dürfen wir eine Aenderung des bisherigen Gleichgewichtszustandes unter den Staaten Europas nicht wünschen. Das jedenfalls ist sicher, daß wir diesen Krieg, in dem wir als Volk nur verlieren und nichts gewinnen können, nicht herbeigesehnt haben. Es ist darum sehr begreiflich, wenn in unserem Lande die Friedenssehnsucht mächtig ist, und zwar nicht bloß nach dem Ende des gegenwärtigen Krieges, sondern nach dem Zustand der Kriegllosigkeit überhaupt.



Ein schwerer Mörser in Reparatur.



Ein seltsames Museum. Der Kommandant eines Zuaven-Bataillons hat sich eine Sammlung deutscher Geschosse angelegt, worin die grössten und kleinsten Kaliber vertreten sind.

Der „ewige Friede“ läßt sich nicht beweisen. Aber ebensowenig läßt sich seine Unmöglichkeit beweisen. Was sich dafür und dagegen sagen läßt, sind Glaubensbeweise.

an den Sombart-Zitaten und im ersten Teil unseres Aufsatzes gesehen haben — direkt in Gefahr.
(Schluß folgt.)

*) Krieg und Kapitalismus. Von Werner Sombart. Verlag Duncker & Humblot, München. **) Nach der Buchempfehlung des Verlages.

Das Deutschland des Krieges.

Von Gustav W. Eberlein.

Bei Krupp.

(Nachdruck verboten).

Man sagt mir, oder vielmehr schreit mir durch den nervenzerschlagenden Lärm in die Ohren, es seien zehntausend Werkzeugmaschinen, hunderttausendsoviel hydraulische Pressen, viertausend Elektromotoren, fünfhundert Dampfkessel, zweihundert Dampf- und Transmissionshammer tätig, von denen einer ein Fallgewicht von 10,000 kg hat, während die Schmiedepresse dort fünftausend Tonnen Druckkraft leistet, es seien 1400 Krane und dergleichen da — betrachten kann man das ja nicht alles —, die dreizehn Millionen Kilogramm tragen können. Aber ich sehe nur Eisen, Eisen, Eisen. Die Grundelemente Hammer, Ambos und Schmiedestück verschmelzen zur Einheit. Schläger und Geschlagener, Träger und Getragener, Angreifer und Opfer, Hersteller und Fabrikat sind aus einem und demselben Metall. Nur Form und Art wechseln, vom Erzklumpen bis zur Schiffswelle, vom Schmelztiegel bis zu den bizarrsten Maschinen. Sechzigtausend Menschen regen fieberhaft die Hände und dennoch verschwinden sie in dem Heer der Maschinen, verschlungen von der überirdischen Eisenwoge. Halb entblößt, in den Gießereien nackt, scheinen sie mit lächerlicher Ueberhebung gegen eine mächtige, gepanzerte Phalanx anzugehen. Wahrlich, wenn wir nicht wüßten, daß ein Fingerdruck des Menschen genügt, um die heraufbeschworenen Geister zu bannen, den Maschinenendonner im Nu zum Schweigen zu bringen, wir müßten in Furcht stehen vor unserer Hände Werk, das so urgewaltig über die Grenzen der menschlichen Kraft hinausgewachsen ist. Ein Steinwurf war dem Staubgeborenen bestimmt, nicht mehr, und was hat er sich genommen? Er verlängerte die Flugbahn, er erhöhte das Geschossgewicht ums Tausendfache. 38, wenn es sein muß 40 Kilometer weit wirft das neueste Marinegeschütz die Kugel, die Zermalmung

heißt. Wer möchte die Grenzen absehen! Bei Krupp ver-
lernt man das Rechnen, gibt es auf, zu weisagen. Wird
sinnvoller, wie wenn man zu lange in die Sterne schaut.
Nach tausend Jahren, kommen so die Gedanken, wie wird
es erst nach tausend Jahren sein? Ein Staubkorn gegen
sein Werk, mag der Mensch der Zukunft in der Industrie
seinen neuen Gott, seine allmächtige Sonne sehen, nur mit
dem Unterschied, daß sie scheinen muß auf sein Geheiß.
Einstweilen freilich, sagt die blanke Kanone, die ein geister-
hafter Eisenarm aus dem Chaos der neuen Welt in luftige
Höhe hebt; einstweilen müssen wir Menschen uns noch
schießen. Und auf dem Meppener Schießplatz schmeißt sie
den ersten Pulverrauch. Bis so ein Ding so weit ist! Ein
Duzend Räume muß ich durchwandern, um ihren Lebens-
lauf zu erfahren. Dabei heißt es höllisch aufpassen, um
nicht auf einen biologischen Nebenweg zu geraten, der auf
einmal zur Entwicklung einer harmlosen Sauerstoff-Flasche
führen würde. In der eigentlichen Kanonenwerkstatt, wo
das Gewinde eingedreht, die letzte Hand angelegt wird,
liegen Hunderte und Aberhunderte von Rohren jeder Länge
und Dicke auf Holzböden wie in einem kriegshistorischen
Museum. Von da haben sie keinen weiten Weg mehr zu
den Eisenbahnwagen mit deutscher Aufschrift oder dem
P. L. M. oder dem belgischen Löwen, wie es gerade trifft,
Wagen, die unmittelbar von der Front kommen. Ins
Allerheiligste, wo die Embryos der „Ueberraschungen“ von
Männern in elegantem Schwarz mit Zirkel und Rechen-
schieber behandelt werden, führt man mich begreiflicherweise
nicht. Uebrigens ist die dicke Berta nicht mehr so jung,
wie man gemeinhin glaubt. Ich erfahre, daß Krupp schon
im Jahre 1893 auf der Weltausstellung in Chicago die